

# Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und  
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

---

Jahrgang 1885.

---

**München.**

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1886.

~  
In Commission bei G. Franz.

Ferner sprach Herr von Prantl:

„Die philos.-philol. Classe hatte im abgelaufenen Jahre den Tod eines auswärtigen und eines correspondirenden Mitgliedes zu beklagen. Am 25. Februar starb in Winnenthal Dr. Karl Philipp Fischer, Professor der Philosophie in Tübingen und in Erlangen, seit 1864 auswärtiges Mitglied unserer Akademie, und am 23. December vorigen Jahres starb in Neapel der Professor der Philosophie Francesco Fiorentino, seit 1874 correspondirendes Mitglied.

Im Auftrage des verreisten Secretäres der historischen Classe, des Herrn von Giesebrecht, habe ich auch die Verluste namhaft zu machen, welche die historische Classe in Folge des Todes zweier Mitglieder zu beklagen hat; nemlich am 19. Juni vorigen Jahres verschied zu Berlin Dr. Joh. Gustav Droysen, Professor der Geschichte an der dortigen Universität und Historiograph des Hauses Brandenburg, seit 1860 auswärtiges Mitglied, und am 18. October starb zu Florenz Dr. Karl Hillebrand, früher Professor der romanischen Literatur an der Facultät zu Douai, seit 1878 correspondirendes Mitglied.

Was das Nähere über diese vier verstorbenen Mitglieder betrifft, möge auf die in den Sitzungsberichten zu veröffentlichenden Nekrologe verwiesen sein.“

Somit folgen zunächst die von dem Classensecretäre Herrn von Prantl verfassten Nekrologe:

### **Karl Philipp Fischer**

geboren am 5. März 1807 in Herrenberg in Württemberg als Sohn eines dortigen Beamten, absolvirte die Lateinschule seiner Vaterstadt und wurde hierauf als Lehrling in eine Apotheke zu Esslingen gebracht. Er fühlte sich aber durch diesen Beruf nicht befriedigt und trat als Hilfslehrer in das Seminar zu Blaubeuern ein, wo er sich zugleich zum Universitäts-Studium vorbereitete. Nach erlangtem Reifezeugniss

bezog er zunächst die Universität Tübingen und begab sich hierauf nach München, wo er hauptsächlich bei Schelling und Baader philosophische Vorlesungen hörte. Im Jahre 1833 promovirte er in Tübingen mit einer Abhandlung „Die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente dargestellt“, worauf 1834 die Habilitation mittelst der Schrift „Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse“ erfolgte. Zum Antritte der ausserordentlichen Professur, welche ihm im Februar 1837 verliehen wurde, verfasste er „De Hellenicae philosophiae principiis atque decursu a Thalete usque ad Platonem“, und es folgte hierauf „Die Idee der Gottheit, ein Versuch den Theismus speculativ zu begründen und zu entwickeln“ (1839). Als Lehrer hatte er Anfangs grossen Erfolg, aber wenn auch im Laufe der Jahre die von ihm vertretene philosophische Richtung bei den Studirenden in Folge der überwiegend dem Hegelianismus zugewandten Strömung nur mehr auf eine geringere Sympathie rechnen durfte, so wurde doch allgemein anerkannt, dass er lebhaft anzuregen verstand und sein ernstes wissenschaftliches Streben, seine Ueberzeugungstreue und die lautere Begeisterung, welche seinen Vortrag durchdrang, eines erfolgreichen Eindruckes auf die Zuhörer nicht ermangelten. Ja, auch wenn er in Studentenkreisen den Namen „Thränenfischer“ bekam, so war diess nicht etwa geringschätzig gemeint, sondern galt nur als studentischer Ausdruck dafür, dass er in den Vorlesungen zuweilen der ihm angeborenen Weichheit des Gemüthes allzusehr ihren Lauf liess. Im Juli 1841 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Erlangen, und er hatte die Annahme desselben bereits zugesagt, als das Tübinger Rectorat officielle Schritte that, um ihn wo möglich zu halten. Auch der nach einigen Jahren von der Tübinger Universität ausgesprochene Wunsch, dass Fischer wieder zurückberufen werden solle, blieb unerfüllt. In Erlangen entfaltete er neben eifriger Erfüllung der

Lehrpflicht eine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Es erschien von ihm zunächst eine Beurtheilung der Christlichen Glaubenslehre des David Strauss unter dem Titel „Die speculative Dogmatik von Dr. David Strauss, erster und zweiter Band, geprüft“ (1842), dann folgte „Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie“ (1845), eine Schrift, in Folge deren er, was scharfsinnige Beurtheilung betrifft, eine hervorragende Stelle unter den Gegnern der Hegel'schen Philosophie einnimmt. In dieselbe Zeit fallen: „De Platonis de animi immortalitate doctrina commentatio“ (1845) und „De principiis Aristotelicae de anima doctrinae commentatio“ (1845); sodann aber folgte sein Hauptwerk „Grundzüge des Systems der Philosophie oder Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“ (1848—1855); der erste Band enthält Logik und Naturphilosophie, die erste Abtheilung des zweiten Bandes die Lehre vom subjectiven Geiste oder Anthropologie, und die zweite Abtheilung desselben die Lehre vom objectiven Geiste oder speculative Ethik, der dritte Band die speculative Theologie. Hier erwies sich Fischer als einen formell durch Hegel geschulten Vertreter der Schelling'schen Philosophie, auf deren Grundlage er unter Ablehnung des Hegel'schen Begriffes des Absoluten, sowie der Immanenz desselben in ausführlicherer Weise als in der Schrift über die Idee der Gottheit einen transcendentalen Theismus durchzuführen versuchte. Im Zusammenhange mit diesem grösseren Werke standen die zwei Schriften: „Die Unwahrheit des Sensualismus und Materialismus mit besonderer Rücksicht auf die Schriften von Feuerbach, Vogt und Moleschott bewiesen“ (1853) und „Ueber die Unmöglichkeit, den Naturalismus zum ergänzenden Theil des Systems der Wissenschaft zu erheben“ (1854). Ausserdem hatte er in den von unserer Akademie

herausgegebenen „Gelehrten Anzeigen“ in den Jahren 1842 bis 1849 mehrere eingehende Recensionen (über Ulrici, Braniss, Paulus und insbesondere über einzelne Bände der Gesamtausgabe der Werke Hegel's) veröffentlicht. Seit 1861 hatte sich bei ihm ein seit längerer Zeit tiefgewurzelttes Nervenleiden bedenklich verschlimmert, so dass er zunächst einen halbjährigen Urlaub und bald hernach einen zweijährigen Ruhestand erbitten musste. Im Mai 1865 reactivirt erfüllte er wieder seinen Lehrberuf und verfasste auch seine letzte Schrift „Zur hundertjährigen Geburtsfeier Franz von Baader's, Versuch einer Charakteristik seiner Theosophie und ihres Verhältnisses zu den Systemen Schellings, Hegel's, Daub's und Schleiermacher's“ (1865), worin er mehr als früher sich zu Baader hinneigte. Im Juni 1877 musste er um dauernden Ruhestand nachsuchen, und von da an sanken sichtlich seine geistigen und körperlichen Kräfte; er verfiel in eine verzweiflungsvolle Gemüthsstimmung und wurde von religiösen Wahn-Vorstellungen und Verfolgungswahn ergriffen, so dass er 1879 in die kgl. württembergische Heilanstalt zu Winnenthal verbracht werden musste, wo er bis zu seinem am 25. Februar dieses Jahres erfolgten Tode verblieb. — Unserer Akademie hatte er seit 1864 als auswärtiges Mitglied angehört.

#### **Francesco Fiorentino**

geboren zu Sambiasi im Bezirke Nicastro (in Calabrien) am 1. Mai 1834 erhielt humanistischen Unterricht im Seminare von Nicastro und besuchte dann nach mehrjährigem Privatstudium im Jahre 1853 das Lyceum zu Catanzaro, wo er neben den Vorlesungen über Theologie auch den juristischen Cursus durchmachte und die Würde eines Licentiaten der Rechte empfing. Im Jahre 1859 trat er aus dem geistlichen Stande aus und betheiligte sich alsbald an der nationalen Erhebung Calabriens, kehrte aber, nachdem König Franz II. aus Neapel geflohen war, wieder zu seinen Studien zurück

und besuchte in Neapel die Vorlesungen Spaventa's, welcher damals in Italien der hervorragendste Vertreter der Philosophie Hegel's war. In Bälde wirkte Fiorentino selbst als Lehrer der Philosophie am Lyceum zu Spoleto und hierauf (1861) an jenem zu Maddaloni, worauf er im Juni 1862 zum ausserordentlichen Professor der Geschichte der Philosophie an der Universität Bologna ernannt und sodann im Mai 1865 zur ordentlichen Professur dieses Faches befördert wurde. Im Jahre 1871 wurde er nach Neapel und 1876 nach Pisa versetzt, wo er neben Philosophie auch Pädagogik zu vertreten hatte; wieder nach Neapel zurückversetzt (1880), übernahm er nach Spaventa's Tod (1883) alle Lehrfächer desselben. Neben seinen wissenschaftlichen Bestrebungen bewährte er seit der Verwirklichung der Einheit Italiens ein warmes Interesse für die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes und verdiente es, dass das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zweimal (1870 und 1874) in das italienische Parlament entsandte, wo er der lediglich verneinenden Opposition als wirksamer Redner gegenübertrat. Als Docent vertrat er an den Universitäten, welche sich seiner Thätigkeit zu erfreuen hatten, in anregendster und fruchtbringender Weise allmählig den ganzen üblichen Umkreis der philosophischen Disciplinen mit einziger Ausnahme der Ethik. Sowohl zum Lehrberufe als auch zur schriftstellerischen Thätigkeit war er durch eine hervorragende Geistes-Anlage glücklich begabt, indem er frische Lebendigkeit der Auffassung mit scharfer Beobachtung verband und dabei durch zähe Arbeitskraft unterstützt war, so dass er sich eine ebenso reiche als gründliche Kenntniss der ganzen vorhandenen Literatur erwerben konnte.

Schon seine Erstlingsarbeit, durch welche er sich in die gelehrten Kreise einführte, „Il panteismo di Giordano Bruno“ (1861) gab ein anerkanntes Zeugnis der Gediegenheit der Forschung und seiner Gewandtheit in der Darstellung; und sowie er seine entschiedene Begabung für Geschichte

der Philosophie schon in dem „Saggio storico sulla filosofia greca“ (1864) bekundet hatte, so erwarb er sich in diesem Gebiete bleibende Verdienste durch seine zwei Hauptwerke, nemlich „Pietro Pomponazzi, studi storici sulla scuola Bolognese e Padovana del secolo XVI.“ (1868) und „Bernardino Telesio ossia studi storici su l' idea della natura nel risorgimento italiano“ (2 Bände, 1872—1874). In der ersteren hatte er einen bis dahin wenig beachteten Autor der Renaissance-Periode mit wünschenswerther Ausführlichkeit bearbeitet und denselben als gründlichen und scharfen Bekämpfer der thomistischen Richtung nachgewiesen. Eine noch schwierigere und darum dankenswerthere Leistung war die Darstellung der Bedeutung des Telesius, wobei Fiorentino die Anregung, welche er aus der in Deutschland gepflegten geschichtlichen Forschung geschöpft hatte, in fruchtbringender Weise verwerthete und durch exacte historische Methode mittelst Benutzung zahlreicher Documente aus verschiedenen Archiven eine wahrhaft erfreuliche Bereicherung unserer Kenntnisse über die philosophischen Bestrebungen des Telesius und seiner Zeitgenossen darbot, über welch letztere wir bisher meistens nur wenige zerstreute Notizen besessen hatten. Es folgte hierauf die polemische Schrift „La filosofia contemporanea in Italia, Risposta di Fr. Fiorentino al professore Francesco Acri“ (1876), sodann als Handbücher zum Gebrauche der Studirenden „Elementi di filosofia ad uso dei licei“ (1877) und „Manuale di storia della filosofia ad uso dei licei, diviso in tre parti“ (1879—81), welch letzteres Werk für die italienischen Lehranstalten etwa dem Uebergang-Heinze'schen Grundrisse der Geschichte der Philosophie entsprechen dürfte. Sodann übernahm er im Auftrage der Regierung die Herausgabe der lateinischen Schriften des Giordano Bruno, wovon er jedoch nur einen Theil vollenden konnte; es erschienen nemlich: „Jordani Bruni Nolani Opera latine conscripta, publicis sumptibus edita.“ Vol. I, Pars I

(1879) und Pars II (1884). Ausserdem besorgte er einen Neudruck des im Jahre 1592 erschienenen „Discorso di Antonio Persio intorno alla conformita della lingua italiana con le più nobili antiche lingue e principalmente con la greca“ (1874) und eine Ausgabe der Gedichte des im Jahre 1568 gestorbenen Luigi Tonsillo, welcher er eingehende biographische Untersuchungen und erläuternde Anmerkungen beifügte („Poesie liriche edite ed inedite di Luigi Tonsillo con prefazione e note“ (1882); desgleichen gab er Settembrini's Schriften, sowie den Briefwechsel desselben heraus: „Scritti vari di letteratura, politica ed arte di Luigi Settembrini riveduti“ (2 Bände, 1879 f.) und „Luigi Settembrini Epistolario con prefazione e note“ (1883). Ferner lieferte er eine reichliche Anzahl von Beiträgen zu dem von ihm selbst gegründeten Giornale Napolitano, zur Rivista Bolognese, zur Nuova Antologia und zum Giornale Napolitano della domenica, indem er theils über neue literarische Erscheinungen kritisch berichtete, theils selbständige Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Philosophie und ihrer Geschichte verfasste, worunter z. B. der in der Nuova Antologia (1879) erschienene Aufsatz über Andreas Cäsalpinus besondere Erwähnung verdient. (Mehrere frühere Arbeiten dieser Art liess er vereinigt 1876 unter dem Titel „Scritti vari di letteratura, filosofia e critica“ abdrucken.) Neben all dieser schriftstellerischen Thätigkeit arbeitete er noch in den letzten Monaten seines Lebens an einem grossen Werke, welches die gesammte literarische Cultur der Renaissance-Periode umfassen sollte. Ein erster Theil hievon fand sich nach dem am 22. December 1884 erfolgten allzufrühen Tode des Verfassers druckfertig vor und wurde durch Imbriani unter dem Titel „Il risorgimento filosofico nel quattrocento, opera postuma di Franc. Fiorentino“ (1885) herausgegeben. Der nun gestattete Einblick in dasjenige, was Fiorentino durch seine ausserordentliche Arbeitskraft noch künftig für



die Mitwelt und Nachwelt zu schaffen beabsichtigte, flösst uns ein lebhaftes Bedauern nicht bloss darüber ein, dass dieses Werk ein Torso bleiben musste, sondern auch überhaupt, dass ein so bedeutender Mann so früh dem Kreise der ihn hoch schätzenden Fachgenossen entrissen wurde.

Fiorentino gehörte unserer Akademie seit 1874 als correspondirendes Mitglied an; im Jahre 1879 nahm ihn die *Accademia delle scienze morali e politiche* (eine Section der *Società reale di Napoli*) auf und bald hernach wählte ihn dieselbe zu ihrem Präsidenten; seit 1883 war er Mitglied der *Accademia dei Lincei*, deren Secretär L. Ferri am 18. Januar dieses Jahres einen kurzen Nekrolog dem Verstorbenen widmete.

Die von dem Classensecretäre Herrn von Giesebrecht verfassten Nekrologe lauten:

#### **Johann Gustav Droysen**

wurde am 8. Juli 1808 zu Treptow an der Rega geboren. Er war der älteste Sohn eines Geistlichen, der damals als Feldprediger bei einem dort garnisonirenden Kürassierregimente fungirte. Der Vater wurde dann nach Greifenhagen als Diakon veretzt, kehrte aber nach wenigen Jahren als Superintendent nach Treptow zurück, wo er 1816 in frühem Mannesalter starb. Der Tod des hochgeachteten Mannes erregte allgemeine Theilnahme; denn er war ein ausgezeichnete Kanzelredner, ein eifriger Schulmann, ein feuriger Patriot, seiner ganzen Gemeinde ein Vorbild edler Sitteneinheit und treuester Pflichterfüllung, sein Haus eine Stätte reichen Segens gewesen. Am schwersten empfand den Verlust seine Wittwe, die mit fünf Kindern in sehr beschränkten Verhältnissen zurückblieb. Unter harten Entbehrungen gelang es der trefflichen Frau, die Kinder im Geiste des Vaters zu erziehen. Gustav, in welchem schon der Vater glück-

liche Anlagen bemerkt hatte, ging 1820 von der Stadtschule seiner Vaterstadt zu dem Stettiner Gymnasium über. Nach bestandener Absolutorialprüfung bezog er 1826 die Universität Berlin, welcher er in seinem ganzen akademischen Triennium angehörte. Den Unterhalt während seiner Gymnasial- und Universitätszeit verdankte er zum grossen Theile Freunden seines Vaters.

Früh ist Droysen dem elterlichen Hause entzogen worden, aber die Eindrücke desselben sind ihm unauslöschlich geblieben und haben sein ganzes Leben bestimmt. Er war der liebevollste Sohn und bewahrte den Eltern stets ein pietätsvolles Andenken. Allerdings hat er reichlich auch an sich die Wahrheit des Wortes erfahren, dass der Segen des Vaters den Kindern Häuser baut.

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit wandte sich Droysen auf der Universität sogleich den philologischen Studien zu, in denen er seinen Lebensberuf zu finden hoffte. Nicht so sehr die sprachliche Seite der Alterthumsstudien zog ihn an, viel mehr reizte es ihn, den geistigen Gehalt der klassischen Literaturen, namentlich der griechischen, zu erfassen und sich ganz zu eigen zu machen. Nach seiner poetischen Neigung versenkte er sich mit tiefer Nachempfindung in die Formenschönheit der alten Dichter; seine wissenschaftliche Richtung führte ihn mehr und mehr auf die historische Seite der Philologie. Unter seinen Berliner Lehrern haben Böckh und Hegel den grössten Einfluss auf ihn geübt. Wie mächtig und nachhaltig ihn die Vorlesungen Hegels über die Philosophie der Geschichte fesselten, zeigen deutlich seine ersten historischen Arbeiten.

Die Nothwendigkeit, für seine eigene Existenz und die seiner Geschwister zu sorgen, bewog ihn gleich nach vollendeten Studien und bestandener Lehramtsprüfung eine Anstellung zu suchen. Das Glück wollte, dass er noch im Jahre 1829 eine Stelle am Gymnasium zum grauen Kloster

in Berlin fand; Köpke, der Director dieses Gymnasiums, ein alter Gönner der Droysenschen Familie, war ihm ein wohlwollender Vorgesetzter und suchte ihn auf alle Weise zu fördern.

Trotz seiner Jugend gewann Droysen, der ein eminentes pädagogisches Talent besass, schnell bei den Schülern Geltung. Frei von aller Pedanterie, wusste er Ernst und Freundlichkeit so zu paaren, das ihm Achtung und Liebe freiwillig entgegenkamen. Aber das Schulamt, so pünktlich er den Verpflichtungen desselben nachkam, füllte seinen Geist, der in die Höhe und Weite strebte, doch nicht auf die Dauer aus. Deshalb habilitirte er sich 1833 an der Universität Berlin; er begann damit eine Laufbahn, auf welcher er über ein halbes Jahrhundert beharrte und sich der grössten Erfolge zu erfreuen hatte. Nach kurzer Zeit (1835) wurde er zum ausserordentlichen Professor für alte Geschichte und klassische Philologie an der Universität ernannt, doch war die Professur mit keinem Gehalt verbunden, und so musste er daneben das Schulamt mit seiner ganzen Arbeitslast beibehalten.

Tausende von Studirenden haben im Laufe der Jahre vor seinem Katheder gesessen und noch in späteren Jahren dankbar anerkannt, wie viel Anregung und Belehrung sie ihm zu danken hatten. Zu ihnen gehöre auch ich, einer seiner ältesten Zuhörer, vielleicht der älteste. In demselben Semester, als ich meine akademischen Studien begann, hielt Droysen seine erste Vorlesung, in welcher er eine Einleitung in die Dramatik der Griechen gab. Sowohl der Gegenstand zog mich an, wie der junge Docent, den ich schon vom Gymnasium her näher kannte, obwohl ich dort nie sein Schüler gewesen war. Die frische Weise, in der er seinen Stoff behandelte, fesselte mich so, dass ich in diesem und den nächsten Semestern nie seine Vorlesungen versäumte. Für ihn war es von Interesse, im Gespräche mit mir die Wirkungen seiner Vorträge wahrzunehmen. So entwickelte sich

ein fast täglicher Verkehr zwischen uns, der bei manigfachen gleichen Neigungen für mich überaus förderlich wurde.

Erstaunlich ist die Thätigkeit, welche Droysen in jenen Jahren entfaltete. Indem er alle seine Verpflichtungen an der Universität und Schule nach ihrem vollen Umfange erfüllte, war er doch noch unausgesetzt mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Schon 1832 erschien seine Uebersetzung des Aeschylus, der dann in den Jahren 1835—1838 die des Aristophanes folgte; es waren nicht so sehr wortgetreue Uebertragungen, wie Nachbildungen der Originale, welche sie dem Verständniss der modernen Zeit näher bringen sollten. Durch sein feines poetisches Gefühl und seine ausserordentliche Sprachgewandtheit erreichte Droysen diesen Zweck; seine Uebersetzungen, in mehrfachen Auflagen verbreitet, werden noch jetzt viel gelesen und erwecken in weiten Kreisen Interesse für die dramatische Kunst der Hellenen. Inzwischen hatte er auch sein erstes grösseres historisches Werk 1833 veröffentlicht: die „Geschichte Alexanders des Grossen“. Der gewaltige Stoff, mit jugendlichem Enthusiasmus ergriffen und bearbeitet, gewann auch diesem Werke vielseitige Theilnahme; doch fehlte es auch nicht an Kritikern, die nicht mit Unrecht dem Verfasser die Neigung zu geschichtlich-philosophischer Construction, Uberschwänglichkeiten in Auffassung und Diction und manche Schwächen in der Detailforschung vorwarfen. Die Geschichte Alexanders führte Droysen dann unmittelbar zu der Geschichte des Hellenismus, deren erster Band (Diadochen) 1836, der zweite (Epigonen) erst 1842 erschien. Die Mängel, welche man an der Erstlingsarbeit gerügt hatte, waren hier beseitigt oder doch minder bemerklich, und so fand dieses neue Werk, welches über eine welt-historisch bedeutsame, aber zuvor sehr vernachlässigte Periode zuerst helleres Licht verbreitete, allseitige Anerkennung. Wort und Begriff des Hellenismus führte Droysen zuerst in die historische Wissenschaft ein, wo sie dann dauernd Geltung

behalten haben. Seinen Beruf zum Geschichtsforscher hatte Droysen durch dieses Werk auf das Vollständigste dokumentirt.

Ungeachtet der überaus angestregten Thätigkeit war jene Zeit für Droysen eine sehr glückliche. Alles, was die Hauptstadt geistig erfüllte, bewegte auch ihn; er lebte in einer angenehmen, geistreichen Gesellschaft, die seinem künstlerischem Sinn Nahrung in Fülle bot, umgeben von Freunden, die in frischer schöpferischer Lust mit ihm wetteiferten, wie Felix Mendelssohn, Eduard Bendemann u. A. Ueberdies hatte er bereits einen eigenen Hausstand begründet, wo Freude und Glück wohnten.

So schwer das Scheiden von Berlin ihm fiel, es war doch unvermeidlich, als er 1839 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Kiel berufen wurde; denn noch immer bot sich in Berlin für ihn keine Aussicht, der aufreibenden Doppelstellung enthoben zu werden. Aber schneller, als sich erwarten liess, wurde er in den Kieler Verhältnissen heimisch. Vollauf beschäftigte ihn überdies Anfangs sein Lehramt, da seine Vorlesungen sich über das ganze Gebiet der Geschichte zu erstrecken hatten. Mit Vorliebe richtete er jetzt seine Studien auf die neuere Zeit, wie seine 1846 veröffentlichten „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege“ zeigen. Der Titel des Buches hat etwas Befremdliches, da derselbe im Wesentlichen eine übersichtliche Geschichte von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Wiener Congress gibt. In der Darstellung selbst drängt die abstracte Reflexion die Erzählung der Thatsachen mehr zurück, als man in einem historischen Werke erwartet; es wird hierin der Grund liegen, dass das so anregende und geistreiche Buch nicht voll die Wirkung hatte, auf welche es berechnet war.

Bald wurde Droysen in Kiel auch in die Tagespolitik hineingezogen. Von jeher hatte er für die politischen Kämpfe

der Gegenwart lebhaftes Interesse gehabt. Preussischer Patriot durch und durch, war er von der Ueberzeugung erfüllt, dass es für Deutschland kein anderes Heil gebe, als in dem Anschluss an Preussen. So fest er an den alten Traditionen des preussischen Staates hielt, glaubte er doch, dass die Monarchie durch den Uebergang zum constitutionellen System regenerirt und befestigt werden müsse. Mit ganzer Seele gehörte er dem Liberalismus und der liberalen Partei an, sobald sich eine solche zu bilden anfang; er ist ihr immer treu geblieben, mochte er auch manchen Schritt derselben für unrichtig halten und in wichtigen Fragen eine Sonderstellung einnehmen. Zu unmittelbarer Betheiligung an der Politik war ihm in Berlin keine Gelegenheit gegeben; in Kiel bot sie sich ihm ungesucht dar. Als von dänischer Seite der Versuch gemacht wurde, mit Beseitigung der für Schleswig-Holstein gültigen Successionsordnung das Deutschthum in den Herzogthümern herabzudrücken, trat Droysen mit aller Entschiedenheit für ihr gefährdetes Recht ein.

In dem wechselvollen Kampfe der Herzogthümer mit den Dänen, der sich über ein Lustrum hinzog, stand die Universität Kiel und vor Allen Droysen in den ersten Reihen; zahlreiche Streitschriften und unter ihnen gerade die hervorragendsten sind aus seiner Feder geflossen. Die „Aktenmässige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806“, welche er mit Karl Samwer 1850 veröffentlichte, greift weit über die Bedeutung einer Streitschrift hinaus. Als im März 1848 eine provisorische Regierung für die Herzogthümer eingesetzt wurde, sandte sie sogleich Droysen nach Frankfurt, um beim Bundestage ihre Anerkennung zu erwirken; zugleich nahm er eine Stelle unter den 17 Vertrauensmännern ein, welche die Revision der Bundesverfassung zu berathen hatten. Als dann die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung erfolgten, wurde ihm ein Mandat von einem schleswig-holsteinischen Bezirk übertragen. Während der

ganzen Dauer des Parlaments hat er sich mit unermüdlichem Eifer den Arbeiten desselben gewidmet. Obwohl er meines Wissens niemals als Redner in die öffentlichen Verhandlungen eingegriffen hat, ist seine Thätigkeit im Parlamente doch eine sehr bedeutende gewesen, namentlich in dem Verfassungsausschusse, dessen Schriftführer er war und dessen Verhandlungen er 1849 herausgab.

In der schweren Zeit, als die Hoffnungen Deutschlands auf das Frankfurter Parlament dahinsanken und bald auch Schleswig-Holstein neuer Bedrückung verfiel, begann Droysen die Biographie des Feldmarschalls York von Wartenburg. Die Sympathie, welche der Sohn des Feldpredigers immer für die preussische Armee empfunden hatte, die Bewunderung der patriotischen Pflichttreue Yorks, welche zur rettenden That für Preussen wurde, führten ihn zu der Arbeit, und es gelang ihm in scharfen, kräftigen Zügen das Bild seines Helden und der grossen Zeit, in welcher er wirkte, mit ergreifender Realität zu zeichnen. Das Leben Yorks erschien in den Jahren 1850—1852 und fand alsbald in den weitesten Kreisen Eingang; in zahlreichen Ausgaben verbreitet, ist es Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

Unter dänischem Regiment war in Kiel für Droysen keine volle und freudige Wirksamkeit mehr. Gern folgte er daher 1851 einem Rufe nach Jena. So rege sein politisches Interesse blieb, widmete er sich dort fortan ganz der Lehrthätigkeit und seinen literarischen Arbeiten. Obwohl der Kreis seiner Vorlesungen schon in Kiel sich fast über alle Theile der Geschichte erstreckt hatte, schloss er ihm doch in Jena noch neue Vorträge über preussische Geschichte und über Encyclopädie und Methodologie der historischen Wissenschaften an; zugleich begründete er ein Seminar, um junge Historiker zu methodischer Forschung anzuleiten.

Wie überall, fand Droysen auch in Jena eifrige, ihm ganz ergebene Schüler und Zuhörer. Seine Vorträge waren

nicht allein auf Studirende der Geschichte und Philologie berechnet, sondern sollten auch denen Belehrung bieten, die sich anderen Fachstudien zugewendet hatten; denn es war seine Ansicht, dass jene Vermittelung allgemeiner Bildung an die höheren Kreise, die früher besonders der Philologie zu verdanken war, jetzt vornehmlich die Geschichte herbeizuführen habe. Durch treffende Charakteristik der bedeutenden historischen Erscheinungen, durch geistvolle Beziehung der einzelnen Vorgänge auf die allgemeine Entwicklung, durch die Idealität seiner Anschauungen wusste er das Interesse auch derer zu fesseln, die anderen Berufsstudien oblagen. Ein grosser Zuhörerkreis sammelte sich um ihn, und auch Männer, die längst ihre Studienzeit vollendet hatten, suchten in seinem Auditorium geistigen Genuss. Wie hoch er die Aufgabe der Geschichtswissenschaft stellte, zeigt der „Grundriss der Historik“, welchen er zuerst als Leitfaden für die Zuhörer seiner Vorlesungen über Encyclopädie und Methodologie 1858 drucken liess und erst 1868 der Oeffentlichkeit übergab. Für die Anleitung jüngerer Historiker in den Seminarübungen kam ihm seine pädagogische Beanlagung und Erfahrung trefflich zu statten; er konnte sich der Arbeitslust und der wachsenden Tüchtigkeit seiner Seminaristen erfreuen.

Die Vorlesungen über preussische Geschichte, die er zu Jena begann, standen im Zusammenhang mit den Studien zu dem grossen Werke, welches ihn dann über 30 Jahre beschäftigt hat und welches er doch nicht vollenden sollte, mit der „Geschichte der preussischen Politik“, deren beide ersten Bände 1855 und 1857 erschienen. Schon die urkundlichen Forschungen, auf denen dieses Werk ganz und gar beruht, mussten ihn wieder und immer wieder nach Berlin führen und ihm den dauernden Aufenthalt daselbst wünschenswerth machen, doch zogen ihn noch viele andere, ja seine grössten Lebensinteressen dorthin. Mit Freude folgte er daher dem Rufe, der ihn 1859 nach der Hauptstadt Preussens und zu



der Universität zurückführte, an welcher er einst seine akademische Laufbahn begonnen hatte. So reich sich dann in Berlin seine Thätigkeit entfaltete, in der Hauptsache setzte sie sich doch fort, wie sie sich bereits in Jena entwickelt hatte; nur dass auf dem grösseren Schauplatz die Erfolge augenfälliger wurden: er las vor einem noch volleren Auditorium, und in den historischen Uebungen wuchs die Zahl der Theilnehmer, damit zugleich die Schwere der Arbeit. Eine drückende Last lag ihm auch in den Prüfungen der Lehramts-candidaten auf; doch war ihm das Gedeihen der Gymnasien zu sehr Herzenssache, als dass er dieser Arbeit sich hätte entziehen mögen.

Unermüdlich war Droysen in den archivalischen Forschungen, die ihm zur Fortsetzung seiner Geschichte der preussischen Politik dienten. Mit dem Anwachsen des Materials glaubte er auch die Darstellung immer mehr im Detail ausführen zu müssen, obschon damit die Hoffnung auf die Vollendung des Werkes in weite Ferne rückte. Was er mit demselben beabsichtigte, hat er deutlich in der Vorrede gesagt; er wollte den preussischen Staat verstehen lernen, indem er dessen Geschichte bis zu den Anfängen verfolgte, und das, was sich ihm in solchen Studien ergab, unbekümmert um die Ebbe und Fluth des Augenblicks, darstellen. Seiner Absicht blieb er treu, obwohl ihm nicht entgehen konnte, dass nicht allzuvielen Lesern geneigt waren seinen Forschungen auf allen Seitenwegen, oft auch Irrgängen preussischer Politik zu folgen. Immer wird das Werk für die preussische Geschichte von grundlegender Bedeutung bleiben. Einen so durchschlagenden Erfolg, wie das Leben Yorcks, konnte es seiner ganzen Anlage nach nicht erlangen. Der fünfte Band, der bis zum Jahre 1748 reicht, wurde 1881 publicirt; die Fortsetzung bis zum Anfange des siebenjährigen Kriegs ist im Manuscript vollendet. Von den drei ersten Bänden ist eine zweite Auflage erschienen.

Noch einmal ist Droysen zu seinen Jugendarbeiten über alte Geschichte zurückgekehrt. Im Jahre 1878 gab er eine neue Auflage seiner Geschichte des Hellenismus heraus, unter welchem Titel er jetzt die Geschichte Alexanders, der Diadochen und Epigonen zusammenfasste; unfraglich hat das Werk bei der durchgreifenden Revision sehr gewonnen. Die kleineren Arbeiten aus Droysens späterer Zeit, die er in den Schriften der Berliner Akademie und an anderen Orten veröffentlichte, beziehen sich meist auf die preussische Geschichte. Ein nicht geringes Verdienst erwarb er sich, indem er die Herausgabe der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ in die Hand nahm und durch mehrere Gelehrte zur Ausführung brachte. Auch für die unter den Auspicien der Berliner Akademie herausgegebene „Politische Correspondenz Friedrich des Grossen“ war er thätig.

Oft ist dankbar anerkannt worden, wie bereitwillig er jedes Unternehmen unterstützte, von dem er sich Förderung der historischen Wissenschaft versprach. Als König Maximilian II. 1858 die historische Kommission bei unserer Akademie begründete, gehörte Droysen zu den in dieselbe berufenen Mitgliedern, und gleich beim ersten Zusammentritt beschloss die Kommission auf seinen Antrag eine Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen des 15. und 16. Jahrhunderts herauszugeben. Es ist bekannt, wie Droysens Plan durch R. von Liliencron in musterhafter Weise zur Ausführung gebracht wurde. Auch die anderen Unternehmungen der Kommission hat Anfangs Droysen mit Eifer gefördert, später zog er, von seinen eigenen Arbeiten völlig in Anspruch genommen, sich mehr zurück und erklärte 1871 seinen Austritt.

An der Politik hat er sich seit seiner Rückkehr nach Berlin nicht mehr beteiligt. So gross seine Freude war, dass endlich doch zur Erfüllung kam, wofür er einst un-

verdrossen und doch erfolglos gekämpft hatte, von der Wissenschaft wollte er sich durch den Tagesstreit nicht mehr abziehen lassen. Auch dem geselligen Verkehre, für den er früher so empfänglich gewesen war, entsagte er in späteren Jahren in fast auffälliger Weise. Erholung suchte er nach angestrenzter Arbeit nur in dem häuslichen Kreise. Seine erste Gattin war ihm früh durch den Tod entrissen worden. Im Jahre 1849 hatte er sich zum zweitenmale verheirathet und neues Glück in der neuen Ehe gefunden; es traf ihn der harte Schlag, dass auch die zweite Frau wenige Jahre vor seinem eigenen Ende verschied. Seine Söhne waren zu Männern gereift, welche nach dem Beispiele des Vaters ihr Leben der Wissenschaft widmeten und gleich ihm als akademische Lehrer wirkten. Seine Töchter hatten sich Männern vermählt, mit denen er gleiche wissenschaftliche Interessen hegte. Sein ältester Enkel lauschte noch seinen Worten vom Katheder.

Da sich Droysen in der Jugend an geringe Bedürfnisse hatte gewöhnen müssen, war ihm eine einfache Lebensweise zur andern Natur geworden. Sein Hauswesen war anmuthend, aber frei von allem Prunk und Luxus. Nach äusseren Auszeichnungen strebte er nicht, aber die Ehren des wissenschaftlichen Verdienstes sind ihm ungesucht reichlich zugeheilt worden. Auch Bayern ist darin nicht zurückgeblieben. Unsere Akademie erwählte ihn 1860 zum auswärtigen Mitgliede, und 1877 ernannte ihn Seine Majestät der König zum Ritter des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Seine literarischen Arbeiten und seine Lehrthätigkeit hat Droysen bis in seine letzten Tage mit stets gleichem Eifer fortgesetzt. Einen neuen Band der Geschichte der preussischen Politik brachte er noch im Manuscript zum Abschluss. Seine Vorlesungen begann er im Sommersemester des vorigen Jahres in gewohnter Weise, und nur schwer gewann man es ihm trotz der eintretenden Schwäche ab, dass er sie nach den

Pfingstferien nicht wieder aufnahm. Langes Siechthum war ihm erspart. Mitten in der Arbeit endete sein arbeitsvolles Leben. Am 19. Juni verschied er, tief betrauert von den Seinen und von der grossen Zahl seiner Freunde und Schüler.

Er selbst hat durch seine Werke dafür gesorgt, dass sein Name in der Geschichte der deutschen Wissenschaft in hohen Ehren bleibt, aber auch die Erinnerung an seine Persönlichkeit wird eine dauernde bei Allen sein, die ihn gekannt haben. Er war nur von mittlerer Grösse, mehr von hagerer als robuster Gestalt, aber elastisch und energisch in Haltung und Bewegung. In seinen feinen, gewinnenden Gesichtszügen, besonders in seinem leuchtenden Blick, spiegelten sich alle Empfindungen seiner Seele deutlich wieder. Bis in das späte Mannesalter hatte seine ganze Erscheinung eine eigenthümliche Frische und Jugendlichkeit. Als endlich die Züge des Greisenthums hervortraten, breiteten sie sich gleichsam wie ein Schleier über das immer noch jugendliche Antlitz. Selbst in Zeiten, wo seine Thätigkeit die angespannteste war, sah man ihn nie ermüdet; sobald ein Gespräch ihn anzog, griff er mit Lebhaftigkeit ein, bald mit Enthusiasmus zustimmend, bald kräftig abwehrend, bald es mit Humor belebend. Widerwärtigkeiten, auf die er stiess, konnten momentan seinen Unmuth erregen, aber entmuthigen liess er sich nicht; unbeirrt durch die Meinungen Anderer, verfolgte er den Weg, den er sich vorgezeichnet hatte. Von seinen eigenen Freuden und Leiden sprach er wenig, doch fand er leicht Worte herzlicher Theilnahme an den Schicksalen Anderer.<sup>1)</sup>

---

1) Nach dem Nekrolog von Max Duncker in den Preussischen Jahrbüchern Bd. LIV. S. 134 ff. und nach eigenen Erinnerungen.

**Karl Arnold Hillebrand**

wurde am 17. September 1829 zu Giessen geboren. Sein Vater war Professor der Philosophie und Literaturgeschichte an der dortigen Universität. Ein vielseitig gebildeter und angesehener Mann, hat der Vater sich auch um die Schulverhältnisse des Grossherzogthums Hessen als Director des Giessener Gymnasiums und Oberstudienrath Verdienste erworben, zeitweise selbst eine politische Thätigkeit entwickelt; im Jahre 1848 war er Präsident der zweiten Kammer. Von seinen Werken ist das verbreitetste „Die deutsche Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“, welches nach seinem Tode (1871) noch einmal der Sohn in einer dritten revidirten und vervollständigten Auflage 1875 herausgab.

Als der revolutionäre Sturm der Jahre 1848 und 1849 über Deutschland brauste, war Karl Hillebrand ein junger Student des Rechts. In unklarem Freiheitsdrange ergriff er im Sommer 1849 die Waffen und eilte zu den Freischaaren in Baden. Er hatte es bald zu bereuen. Durch die Uebergabe von Rastadt gerieth er in Gefangenschaft, und der Tod stand ihm vor Augen. Da gelang es der Entschlossenheit und Klugheit seiner älteren Schwester Marie, ihm die Flucht aus dem Gefängniß zu ermöglichen. Sie geleitete ihn nach Paris, wo er zuerst seinen Unterhalt als Secretär Heinrich Heines zu gewinnen suchte. Bald aber warf er sich, von Heine selbst ermuntert, auf ernste Studien, um sich in Frankreich die Laufbahn eines öffentlichen Lehrers zu erschliessen. Er durchschritt alle Prüfungen, welche für dieselbe gefordert wurden, zugleich eignete er sich die Sprache und die Lebensformen der Franzosen in so hohem Masse an, dass er kaum noch als ein Fremder unter ihnen erschien; auch das Bürgerrecht erwarb er in Frankreich.

Hillebrands erste grössere literarische Arbeit, 1862 zu Paris publicirt, war eine französisch geschriebene Abhandlung über Dino Compagni. Die Zweifel an der Echtheit der Chronik waren damals noch kaum aufgetaucht und wurden nur leichthin von ihm berührt; auch durch die später aufgestellten viel stärkeren Beweise gegen die Authenticität hat er sich nie überzeugen lassen. Bald darauf löste er eine von der Akademie zu Bourdeaux gestellte Preisaufgabe über die Bedingungen, unter welchen das Lustspiel zur Blüthe gediehen sei, und über die Frage, ob solche Bedingungen zur Zeit vorhanden; die gekrönte Zeitschrift ist in Paris 1863 gedruckt worden. Noch in demselben Jahr wurde er als Professor der englischen, italienischen und deutschen Literatur an der Fakultät zu Douay angestellt. Der Aufenthalt in der stillen Landstadt wurde ihm, der an das reichbewegte Pariser Leben bereits gewöhnt war, nach einiger Zeit unerträglich. Er behielt seine Stellung zwar bei, wohnte aber in Paris und fuhr nur allwöchentlich nach Douay hinüber, um seine Vorlesungen zu halten. Seine literarische Thätigkeit als Mitarbeiter des Journal des Débats und der Revue des deux mondes öffnete ihm den Zutritt zu den Salons, in denen damals das geistige Leben der französischen Hauptstadt pulsrte; seine stattliche und anziehende Erscheinung, seine weltmännischen Umgangsformen und seine geistreiche Conversation eigneten ihn ganz für diese Kreise, in denen eine grosse Zahl politischer und literarischer Grössen aus allen Ländern ihm nahe traten.

Bis zum Jahre 1866 hatte sich Hillebrand fast allein mit literarischen Studien<sup>1)</sup> beschäftigt, von politischer Schrift-

---

1) Im Jahre 1865 veröffentlichte er eine französische Uebersetzung von Otfried Müllers griechischer Literaturgeschichte, welcher er eine ausführliche Einleitung über das Leben und die wissenschaftliche Thätigkeit des Verfassers beigegeben hatte.

stellerei sich fern gehalten. Da trieb es ihn unter dem frischen Eindruck des preussisch-österreichischen Kriegs die Franzosen über die preussischen Staatseinrichtungen durch eine Reihe von Artikeln im Journal des Débats aufzuklären; auf diesen Artikeln beruht das 1867 erschienene Buch: *La Prusse contemporaine*. Kurz darauf betraute ihn der Minister Duruy mit einer Mission nach Deutschland, um unsere akademischen Einrichtungen, namentlich die Seminare kennen zu lernen. Hillebrand besuchte damals auch das historische Seminar in München, und dies gab mir Gelegenheit eine Bekanntschaft zu machen, deren ich mich auch später noch zu freuen hatte. Eine Frucht jener Reise war die Schrift: *De la Réforme de l'Enseignement supérieur*, die 1868 zu Paris erschien und meines Wissens auf die Umgestaltung der höheren Studien in Frankreich nicht ohne Einfluss gewesen ist. Seine Arbeiten für die Florentiner Geschichte und Literatur hatte er immer mit Vorliebe fortgesetzt, und eine Anzahl hierauf bezüglicher Aufsätze wurde 1868 unter dem Titel: *Études historiques et littéraires T. I.* veröffentlicht.

Das Jahr 1870 brachte eine entscheidende Wendung in Hillebrands Leben. Gleich beim Beginn des deutsch-französischen Kriegs legte er seine Professur nieder und schickte sich an, Frankreich zu verlassen. Ein wüster Volkstummult erschwerte oder vielleicht erleichterte ihm den Abschied von dem Boden, auf dem er zwanzig Jahre hindurch gleichsam eine zweite Heimat gefunden hatte.

In der nächsten Zeit führte Hillebrand als Correspondent mehrerer grossen deutschen und englischen Zeitungen, namentlich der Times, ein wanderndes Leben. Für die Allgemeine Zeitung verfasste er eine Reihe mit allgemeiner Theilnahme gelesener Artikel über das moderne Frankreich und die Franzosen, welche dann umgearbeitet den ersten Band der Sammlung bilden, welche er 1872 unter dem Titel: „Zeiten, Völker und Menschen“ herauszugeben begann —

es war das erste Buch, welches er in deutscher Sprache veröffentlichte. Die Sammlung, welche bis auf sechs Bände gediehen ist, bietet eine lange Reihe werthvoller Essays, welche sich auf die Geschichte und Literatur Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens beziehen.

Es hat nicht an Bemühungen gefehlt, Hillebrand durch Uebertragung eines akademischen Lehramts wieder an Deutschland zu fesseln. Es schien, als ob sich ihm, der vier Sprachen mit vollendeter Meisterschaft beherrschte, der die ausgedehntesten Studien in der Literaturgeschichte gemacht hatte, kein erwünschterer Wirkungskreis bieten könne, als der eines Professors für die neueren Sprachen und ihre Literaturen an einer grösseren Universität. Aber die Bemühungen, wie sie namentlich von München ausgingen, blieben erfolglos. Sei es, dass sich Hillebrand in den Zwang eines Amtes nicht mehr fügen wollte, oder dass er sich nach so langer Entfernung in die deutschen Lebensgewohnheiten nicht mehr zu finden vermochte, er wies alle derartigen Aussichten, die sich ihm boten, kurzweg zurück. Bald nahm er seinen Wohnsitz in Florenz, einer Stadt, in deren Geschichte er sich eingelebt hatte, die er seit langer Zeit liebte und wo er bei dem Zusammenfluss hervorragender Persönlichkeiten aus verschiedenen Ländern eine ähnliche Geselligkeit fand, wie früher in Paris. Erst in Florenz begründete er dann einen eigenen Hausstand, indem er mit einer reichgebildeten englischen Dame, die er seit vielen Jahren verehrte, sich vermählte.

Der politisch-journalistischen Schriftstellerei, die ihn nie voll befriedigt hatte, wandte er bald den Rücken und vertiefte sich ganz wieder in die geschichtlichen und literarhistorischen Studien, die immer sein eigentlichstes Interesse gebildet hatten. Wenn er sich es früher hatte angelegen sein lassen, die Franzosen über Deutschland aufzuklären, so hielt er es jetzt für seine Aufgabe, ein tieferes Verständniss



über die Zustände und das geistige Leben Italiens in Deutschland zu verbreiten. Diesem Zwecke diente das Jahrbuch „Italia“, von welchem in den Jahren 1874—1877 vier Bände erschienen, in denen sich Beiträge deutscher und italienischer Gelehrten an einander reihen.

Als sich Hillebrands Verhältnisse befestigten, ergriff er auch die gebotene Gelegenheit, seine Kraft auf eine grosse historische Darstellung zu concentriren. Niemand schien mir geeigneter, die von Wachsmuth bis zum Jahre 1830 fortgesetzte Geschichte Frankreichs in der „Europäischen Staatengeschichte“ zum Abschluss zu bringen, als Hillebrand, der mit dem zu bearbeitenden Stoffe völlig vertraut war, Vieles in nächster Nähe gesehen hatte. Ich bat ihn die Arbeit zu übernehmen, und er ging sogleich bereitwillig auf meine Bitte ein. Ich hatte gemeint, dass die Geschichte der Jahre 1830—1871 sich in erschöpfender Weise in zwei Bänden behandeln lassen würde; er beanspruchte dagegen fünf Bände, denn es sollte eine Tragödie in fünf Akten werden. Nothgedrungen gab ich nach, aber ich muss es jetzt beklagen, dass mein ursprünglicher Plan nicht zur Ausführung kam. Das Werk ist unvollendet geblieben und hat einen tragischen Abschluss in ganz anderer Weise gefunden, als der Verfasser voraussah. Im Jahre 1877 erschien der erste Band, zwei Jahre später der zweite, und einer neuen Ausgabe wurde 1881 noch eine Einleitung über die Julirevolution und ihre Vorgeschichte beigefügt. Mit dem dritten Bande, welcher die Zeit der zweiten Republik umfassen sollte, ist Hillebrand bis zu seinem Tode beschäftigt gewesen; er hat dafür sehr umfassende Vorarbeiten hinterlassen, doch hat sich Druckfertiges in seinem Nachlasse nicht vorgefunden.

Jedes Werk über die Zeitgeschichte wird vielfachen Anfechtungen ausgesetzt sein, und an solchen hat es auch Hillebrands grösster historischer Arbeit nicht gefehlt. Niemand hätte ein derartiges Buch schreiben können, was Deutsche

und Franzosen in gleicher Weise befriedigte, und am wenigsten konnte ein Schriftsteller, dessen Urtheil oft in schneidendem Widerspruch mit den Tagesmeinungen stand, hüben und drüben auf allgemeine Zustimmung rechnen. Aber auch die Gegner haben den Werth des Buches nicht verkannt. Es ist ein sehr reiches, zum Theil aus Archiven geschöpftes Material — darüber ist kein Zweifel — in angemessener und anziehender Weise verarbeitet; nicht nur über die äussere Politik, sondern auch über die innere Entwicklung Frankreichs unter dem Julikönigthum sind neue Aufschlüsse gegeben; der Verfasser bewährt sich als gründlicher Forscher, und zugleich, wie nicht anders von ihm zu erwarten war, als ein geistreicher und geschmackvoller Geschichtsschreiber. Das Werk, obschon unvollendet, wird einen Ehrenplatz in der deutschen historischen Literatur behaupten, und es war eine verdiente Anerkennung, welche unsere Akademie dem Verfasser zu Theil werden liess, wenn sie ihn 1878 unter ihre Korrespondenten aufnahm.

Vor vier Jahren befiel ihn, den bisher so kräftigen Mann, eine zehrende Krankheit. Vergeblich suchte er dem Uebel durch längeren Aufenthalt zu Arcachon bei Bordeaux, dann in deutschen Ländern zu wehren. Bisweilen zeigte sich Hoffnung auf Rettung, aber sie verschwand bald wieder. Trotz der sorgsamsten Pflege machte die Krankheit unaufhaltsame Fortschritte. Am 18. October vorigen Jahres verschied er ohne Todeskampf zu Florenz.

Sein Tod lässt eine empfindliche Lücke in unserem geistigen Leben. Nicht allein, weil er seine französische Geschichte unvollendet zurückliess, — in der Kunstform der historischen Essays, welche sich spät, aber desto fester bei uns eingebürgert hat, werden ihn Andere schwer erreichen, und selten wird sich eine Persönlichkeit finden, die durch Talent und Lebensschicksale gleich befähigt wäre für jenen

internationalen literarischen Verkehr, der für die modernen Kulturvölker zur Nothwendigkeit geworden ist.<sup>1)</sup>

---

1) Benutzt sind die Nekrologe von Ludwig Bamberger in der Deutschen Rundschau Bd. XLI. S. 443 ff., von Heinrich Homberger (Separatabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“. Berlin 1885) und O. Hartwig in der Allgemeinen Zeitung 1885 (Beilage Nr. 98 bis 100). Manches ist aus eigener Kenntniss hinzugefügt.

---